
Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 89. Bromberg, den 8. Mai 1927.

Grit und die Drei.

Roman von Curt Seibert.

30 000 Mark verschwinden.

Die Firma Makkentin, eines der führenden Häuser in der Metallindustrie, war außerordentlich gut geleitet. Sie vergrößerte ihren Betrieb von Jahr zu Jahr. An ihrer Spitze stand Paul Makkentin, der Sohn des Gründers der Firma, ein Mann von vierzig Jahren, energisch und zielbewußt, manchmal etwas eigenwillig, aber bei seinen Arbeitern und Angestellten beliebt. Man wußte, daß er sein Handwerk verstand, und das wird selbst von den Untergebenen immer anerkannt.

In den Höfen und Gebäuden herrschte emsiges Treiben, man lief und schrie, man hämmerte und klopfte, Sirenen heulten, Wagen rollten, Automobile knatterten. Nur in der Zentrale war es auffallend still, in den Bureaus ward lautlos gearbeitet, schweigend glitten die Paternoster auf und ab, hin und wieder hallten dumpfe Schritte auf den mit Teppichen ausgelegten Korridoren.

Im Privatkontor saß der Chef und unterhielt sich mit einem seiner Direktoren, vor ihm glühte kurz eine kleine rote Birne auf, ein Zeichen, daß jemand Zutritt verlangte. Makentin drückte auf einen Knopf, lautlos öffnete sich die schwergepolsterte Tür, Herr Weinmann, der erste Kassierer, trat ein.

„Ich bitte um Verzeihung, wenn ich störe, aber der alte Jänicke, der Kassenbote, hat sich heute morgen krank gemeldet. Schwere Bronchitis oder so etwas. Wir müssen aber jemanden zur Bank schicken, um die Lohngelder und Gehälter abholen zu lassen, die beide heute fällig sind. Außerdem benötigen wir ungefähr zehntausend für eigene Rechnungen . . .“

„Wieviel also im ganzen?“ fragte Makkentin kurz und griff nach seinem Scheckbuch.

„30 000 würden genügen.“

Der Chef schrieb den Scheck aus.

„Nun und?“

„Wenn Herr Makkentin jemanden bestimmen wollten, der für den alten Jänicke zur Bank fährt . . .“

„Ach so, ja, wen nehmen wir da?“

„Vielleicht ist Alcolm so liebenswürdig, den Botendienst zu leisten?“ warf Direktor Merowicz dazwischen.

„Ich habe nichts dagegen. Bitten Sie Herrn Alcolm herauf“, sagte der Chef zu dem Kassierer, der sich lautlos mit einer Verbeugung zurückzog.

Wenige Minuten später verabschiedete sich auch der Direktor und traf in der Tür mit dem Gerufenen zusammen, sie begrüßten sich kurz, und Bert Alcolm trat ein. Er war ein gut aussehender, ausgezeichnet gekleideter und sympathischer Mensch von einigen dreißig Jahren, der seit einiger Zeit den Posten eines Prokuristen bekleidete, und wie man sagen durfte, zu aller Zufriedenheit bekleidete.

„Sie haben mich rufen lassen?“

„Ja, der Kassenbote ist erkrankt, wir haben niemanden, dem wir so viel Geld anvertrauen möchten, und ich wäre Ihnen daher sehr dankbar, wenn Sie den Betrag abheben würden. Hier ist der Scheck.“

Alcolm sagte kein Wort. Es war selbstverständlich, daß er den Auftrag ausführte, außerdem, wenn Herr Makkentin bat, war es stets ein Befehl.

Er nahm daher das Papier, steckte es in die Brusttasche, nahm unten ein Auto der Firma, die zu diesem Zwecke zur Verfügung standen, und ließ sich zur Reichsbankzentrale fahren.

Alles ging sehr schnell, wenigstens auf der Hinfahrt. Die Hauptkasse war nicht stark besetzt, und schon nach wenigen Minuten konnte er seinen Barscheck präsentieren, der in Ordnung ging und daher sofort ausbezahlt wurde. Sein Besuch war von der Firma übrigens inzwischen angemeldet worden.

Als er das Auto draußen bestieg, legte er die Scheine gebündelt in seine braune Aktenmappe, die er erst vor wenigen Tagen erstanden hatte, und setzte sich der Vorsicht halber darauf.

Dreißigtausend Mark sind 30 000 Mark, dachte er, besser ist besser.

Als sie über den Königsplatz wollten, mußten sie halten, da der Verkehrsturm grünes Licht gab. Der Chauffeur fuhr dicht an die Bordschwelle, und Alcolm hörte, wie die neuesten Mittagsblätter ausgerufen wurden. Er winkte einen Händler zu sich heran, kaufte sich ein Blatt und vertiefte sich darin.

Erst als der Wagen anzog, kam ihm zum Bewußtsein, daß irgend etwas nicht so war wie vorher, und im selben Augenblick wußte er auch, was das war . . . Er saß nicht mehr auf der Mappe!

Sofort ließ er halten, suchte das ganze Auto ab, den Fußboden, die Rückwand, hob die Sitze hoch, nichts . . .

Kalter Schweiß trat ihm auf die Stirn. Nur jetzt den Kopf nicht verlieren. Zurück zur Bank? Aber nein, er hatte die Mappe im Auto gehabt, wußte das ganz genau, noch als er die Zeitung . . . Halt! Als er die Zeitung kaufte, hatte er sich halb vom Sitz erhoben, in diesem Moment mußte jemand in den offenen Wagen hineingegriffen haben. Der Zeitungshändler selbst? Kaum anzunehmen, also ein Passant! Aber wie den jetzt finden?

„Fahren Sie zurück zum Königsplatz.“

Dort holte er sich den Händler, fragte ihn, ob er nicht gesehen habe, wie jemand . . .“

„Lieber Herr,“ sagte der, „ich habe keine Zeit, die Konkurrenz an der Ecke ist so groß, man muß sorgen, daß man die Zeitungen los wird. Nein, gesehen habe ich nichts.“

Also zur Polizei. Das Protokoll wurde aufgenommen. Eine Belohnung werde die Firma noch aussetzen, meinte Alcolm, dann fuhr er zurück, um Herrn Makkentin zu beichten. Leicht wurde ihm der Gang nicht, aber er war kein Feigling und war sich keiner Schuld bewußt, als der, nicht genügend aufgepaßt zu haben.

Dieser Ansicht war Herr Makkentin allerdings auch, aber er sagte vorläufig nichts, sondern übergab Alcolm wortlos einen neuen Scheck über dieselbe Summe und bat ihn, das Geld umgehend zu holen. Als Alcolm wiederkam, ließ ihn Makkentin heraufbitten.

„Bitte, nehmen Sie Platz, ich habe mir die Sache durch den Kopf gehen lassen. Selbstredend kann auch eine große Firma einen Betrag in dieser Höhe nicht ohne weiteres verschmerzen, andererseits müssen Sie einsehen, daß Sie nicht ganz unschuldig an diesem Verlust sind . . ."

„Herr Makkentin . . ."

„Ich weiß, was Sie sagen wollen, Sie sind bestohlen worden, weiß ich, weiß ich ja, kommt gar keine andere Lösung in Frage, jedoch, wenn Sie das Geld so aufbewahrt hätten, wie man eben eine solche Summe aufbewahrt, wäre dem Dieb der Griff nicht geglückt."

„Ich bin mir keiner Schuld bewußt, Herr Makkentin."

„Von Schuld ist hier gar nicht die Rede, mein lieber Alcolm, sondern von einer Lösung der Frage, wie wir wieder zu unserem Gelde kommen."

„Die Polizei ist benachrichtigt."

„Jaja, die Polizei, was die schon herausfinden wird. Wenn sie den Kerl faßt und das Geld voll wiederbeschafft, woran ich nicht glaube, gut, wenn sie aber den Dieb nicht erwischt, was dann?"

„Vielleicht könnte man . . .", sagte Bertold Alcolm, aber er wußte nicht, was man vielleicht könnte. Ihm schwirrte alles im Kopf herum, er konnte es noch nicht fassen, wie und wo die Tasche verschwunden war.

„Ja, was dann, mein lieber Alcolm? Wollen Sie uns den Betrag vielleicht ersetzen? Und wovon? Wollen Sie uns Ihre gewiß sehr schätzenswerten Dienste kostenlos zur Verfügung stellen?"

Und als er sah, daß der andere völlig ratlos umherblickte und einen wirklich verstörten Eindruck machte, etwas freundlicher:

„Überlegen Sie sich die Sache mal, und lassen Sie mir durch Direktor Merowicz Bescheid geben."

Damit war Alcolm entlassen.

Am Abend kam der Direktor noch einmal herauf zum Chef, der immer noch in seinem Bureau saß. Ob es etwas Neues gäbe? Nein und ja, Herr Alcolm habe um seine sofortige Entlassung gebeten, und man habe ihn nicht halten wollen. Er sei bereits ausgezahlt und habe das Haus schon verlassen.

„Etwas vorschnell, lieber Merowicz, der Mann war brauchbar und wäre durch diese Affäre ganz besonders an unser Haus gefesselt gewesen."

„Gewiß, aber ich glaube, die Worte, die Sie ihm gegenüber gebrauchten, dürften nicht ohne Einfluß auf seinen Entschluß gewesen sein."

Makkentin lächelte.

„Jaja, wer weiß? Aber 30 000 Mark ist eben kein Pappenstiel."

Der Museumsdiebstahl.

Kriminaloberinspektor Dr. Orion war ein vielbeschäftigter Herr, wie das allen Menschen geht, die tüchtig sind und von denen man weiß, daß sie es sind.

Eben hatte er die Mitteilung erhalten, daß die Firma Makkentin eine Belohnung von 3000 Mark ausgesetzt habe. Was die Leute sich so dachten! Wenn der Dieb ein Dummkopf war und das Geld verjubelte, also auf Grund auffallend großer Ausgaben selbst eine Spur zeigte, dann war er vielleicht zu fassen, aber hier handelte es sich offenbar um einen Mann, der ganz kaltblütig gehandelt hatte und daher auch auf der Hut sein würde. Wie allerdings ein erwachsener Mensch sich eine Tasche mit 30 000 Mark unter dem . . . nun unter dem Sitzfleisch wegstehlen lassen konnte, das blieb dem Kommissar ein Rätsel. Dazu kam noch der Diebstahl im Alten Museum in der vergangenen Nacht, wo man eigentlich nur von einem Einbruch reden konnte, denn bisher war die Museumsverwaltung nicht einmal in der Lage gewesen, anzugeben, was und ob etwas gestohlen worden sei.

„Meier, ich gehe ins Alte Museum. Bin in einer Stunde zurück", rief er ins Nebenzimmer, nahm seinen Hut und verschwand.

Die Sache mußte er sich ansehen. Im Alten Museum wurde er bereits erwartet und dementsprechend empfangen. Man führte ihn in den kleinen Saal im zweiten Stock, wo in der Nacht der Versuch gemacht worden war, eine Vitrine zu erbrechen. Der Direktor und einer seiner Sekretäre begleiteten ihn.

„Es ist mir unverständlich", sagte Dr. Orion, „daß Sie nicht wissen, was entwendet worden ist."

„Wir wußten es auch nicht, da der Dieb oder die Diebe die Vitrine umgeworfen hatten, als sie überrascht wurden. Wir mußten erst an Hand der Kataloge vergleichen."

„Nun und?"

„Es fehlt nichts."

„Nichts?"

„Absolut nichts. Nachdem wir den Inhalt wieder geordnet hatten, mußten wir diese Feststellung machen", sagte der Direktor, und man hörte die Freude, die aus seiner Stimme sprach.

Orion untersuchte trotzdem alles genau, man konnte nicht wissen, vielleicht wurde später doch etwas vermißt, außerdem mußte man die Kerle auch fassen, selbst, wenn sie nichts erwischt hatten.

„Sie müssen durchs Fenster gekommen sein, draußen ist ein Blitzableiter an der Hauswand", warf der Sekretär dazwischen.

Orion öffnete das Fenster, das angelehnt, aber völlig unversehrt war und blickte hinunter. Dann bat er, in den unteren Raum geführt zu werden. Der Direktor möge sich von seiner Arbeit nicht abhalten lassen, er werde sich allein zurecht finden.

Der Saal unten, der in der Hauptsache Gemälde enthielt, war leer, nur an einem der Fenster stand eine Dame und betrachtete ein Bild von Rubens, das man anscheinend nur von dieser Stelle aus in der richtigen Beleuchtung sehen konnte.

Um das Fenster öffnen zu können, mußte er die Dame bitten, ihren Platz zu verlassen. Er tat es, worauf sie bereitwilligst beiseite trat und in Zukunft ihre Aufmerksamkeit mehr seiner Tätigkeit als dem Bild zuwandte, was ihn veranlaßte, sich die Dame anzusehen. Es war eine recht hübsche Blondine, sehr gut angezogen und durchaus nicht der Typ jener Damen, die sich morgens in Museen einfinden, um sich alte Gemälde anzusehen.

„Sie sind gewiß der Herr von der Polizei, der gekommen ist, den Diebstahl aufzuklären?" fragte sie plötzlich mit einem reizenden Lächeln.

„Wie kommen Sie darauf?"

„Der Diener sagte mir . . ."

„Ja, diese Leute können ja nie den Mund halten", war seine etwas unwillige Erwiderung.

Nach wenigen Minuten war er fertig, schloß das Fenster und ging, ohne sich nach der Dame umzusehen, aber er wußte, daß sie ihm nachblickte. Im Vorraum des Museums kam ihm ein Herr entgegen, es war Bert Alcolm.

„Nanu? Sie hier um diese frühe Stunde?"

Alcolm wurde sichtlich verlegen.

„Ich wollte mir nur die Neuerwerbung ansehen, die das Museum neulich gemacht hat. Ich habe ja jetzt viel Zeit, seitdem ich meine Stellung aufgegeben habe. Ach, das wissen Sie ja noch nicht, ich bin nicht mehr bei Makkentin, er hat mich nicht schön behandelt, obwohl ich doch wirklich ganz unschuldig bin."

„Davon ist jeder überzeugt, der Sie kennt," sagte Dr. Orion. „Ich möchte sowieso einmal mit Ihnen sprechen, da ich diesen Diebstahl ja bearbeite. Vielleicht kommen Sie gelegentlich in mein Bureau?"

Alcolm versprach, zu kommen und lief dann eilig die Stufen hinauf. Orion wandelte quer über den großen Platz, stellte sich an einem Zeitungskiosk auf und wartete. Ungefähr nach einer Viertelstunde erschien sein Freund wieder auf der Freitreppe, und neben ihm ging die Dame aus dem Bildersaal.

Der neue Nachbar.

Auf dem Gute des Herrn Makkentin, das einige Bahnstationen von der Stadt entfernt lag, herrschte Hochbetrieb, die Ernte wurde eingefahren, und jedes Lebewesen war angespannt zu hartem Dienst und zu scharfer Arbeit, damit man die Frucht hereinbringe, ehe der Regen wieder dazwischen kam. Die Sonne brütete auf den Feldern, aber die Menschen lachten, wenn ihnen auch der Schweiß über den Rücken lief, bei solchem Wetter arbeitet der Landmann gern.

Der Besitz war ansehnlich, hatte auch einige Hektar Wald rings um kleinere Seen, in deren Schilf sich Wildenten aufhielten.

Makkentin hatte das Besitztum vor einigen Jahren erworben, um ab und zu ein paar Tage ausspannen und im Sommer Frau und Kind aus der engen Stadt in gute Landluft schicken zu können, wo die Kinder gut aufgehoben waren, während er mit seiner Gattin eine Nordlandreise unternahm oder in der Schweiz auf Bergen umherkletterte.

Als er dieses Mal über das Wochenende hinauskam, wurde er mit einer Reihe von Neuigkeiten überrascht.

Marlene, sein kleines Mädelchen, berichtete mit großem Eifer, daß die buntgefleckte Kuh gekalbt habe, sein Sohn Ernst, ein würdevoller Tertianer, hatte sich einige Schildkröten zugelegt, die das Entsetzen des ganzen Gesindes bildeten, da die lieblichen Tiere nicht nur in alle Kammern und Zimmer krochen, sondern sich auch auf die Treppen schlichen und man im Dunkeln auf sie trat. Nun sollte der Vater entscheiden, ob er die Schildkröten abschaffen und sich dafür lieber einige Igel zulegen solle? Herr Makkentin war entschieden für die Schildkröten.

Bei Tisch erzählte ihm seine Frau einige Neuigkeiten von den umliegenden Gütern, kleinere oder größere Klatschgeschichten, für die er niemals Interesse gezeigt hatte, aber er hörte geduldig zu, da seine Frau dann der Meinung war, er unterhalte sich mit ihr.

Diesmal hatte sie allerdings etwas ganz Besonderes mitzuteilen, nämlich Herr von Eggebrecht, der eines der Nachbargüter vor wenigen Wochen erworben hatte, war auf die Idee gekommen, sich eine ganz junge Gesellschafterin zu engagieren. Wie finde er das?

„Ich denke, das ist Sache des Herrn von Eggebrecht," sagte Makkentin, dem wirklich andere Dinge im Kopf umhergingen.

Aber Eggebrecht sei doch ein alter Herr. Sechzig Jahre oder mehr sogar. Und Junggeselle, ohne Kinder. Man habe schon öfters gehört, daß solche Leute ihre Gesellschafterin heiraten. Das gehe doch nicht, und was denn die Erben dazu sagen sollten?"

„Ich finde, das ist Sache der Erben", sagte Makkentin und hob die Tafel auf.

Doch diese gehörte Neuigkeit sollte ihn sobald nicht loslassen.

Der Inspektor kam und brachte die Bücher, Makkentin sah sie durch, es war nichts zu beanstanden, der Inspektor war ein tüchtiger Mann, außerdem verstand er selbst nichts von der Landwirtschaft und blätterte die Bücher stets nur zum Schein durch, damit die Leute den Respekt nicht vor ihm verloren und sich kontrolliert fühlten.

„Sonst nichts Neues, Petersen?" fragte er zum Schluß noch wie immer, wenn er dem Inspektor eine Zigarre anbot.

„Nichts von Bedeutung, Herr Makkentin, höchstens, daß Herr von Eggebrecht sich eine Gesellschafterin zugelegt hat, eine sehr schöne Person, und sehr jung . . ."

„Soso? Haben Sie die Dame schon gesehen?"

„Nein, das nicht, aber, mein Gott, wie man Herrn von Eggebrecht so kennt, wird er sich keine häßliche genommen haben . . ."

„Petersen!!" sagte Makkentin streng, „ich denke, daß Ihnen derartige Werturteile nicht anstehen."

Der Inspektor verließ etwas geknickt das Zimmer, draußen dachte er, wenn er erst mal das Weib sehen könnte, würde er anders reden.

Am Abend kam Förster Wallenberg, ein prächtiger, alter Kerl mit einem Riesenbart und stets fröhlicher Laune. Er berichtete von Wald und See, von Wild und Hund, fragte, wann er den Herrn erwarten dürfe, man könne ein paar Wildenten abschießen, auch den Rebhühnern müsse man nach der Ernte zu Leibe rücken. Am langen Hang habe er einige Klafter Holz schlagen lassen, damit Platz genug werde, um Tannen zu pflanzen. Ob das recht sei? Aber Herr Makkentin habe wohl nichts dagegen?

„Aber nein, mein lieber Wallenberg, machen Sie das ganz, wie Sie das für gut halten. Sonst ist nichts Besonderes?"

„Nicht, daß ich wüßte. Der Hilfsförster Werner macht sich recht achtbar. Nur der Ehrngruber ist ganz aus dem Häuschen . . ."

„Wer ist Ehrngruber?" fragte Makkentin.

„Der Inspektor vom Baron Eggebrecht. Ja, der ist gar nicht mehr wiederzuerkennen, seit sich sein Herr diese Gesellschafterin zugelegt hat."

„Diese Dame scheint ja die ganze Gegend rebellisch zu machen, ich verstehe nur nicht, warum man sich so darüber aufregt?"

„Aufregt ist falsch, Herr Makkentin, man wundert sich, Herr von Eggebrecht ist doch nun über sechzig Jahre und dabei gewiß nicht gebrechlich, aber, wenn er nun eine Gesellschafterin hat, die so jung und so hübsch ist, da kommen die Leute auf den Gedanken, er wolle auf seine alten Tage noch heiraten."

„Wäre das denn ein solches Unglück?"

„Ein Unglück nicht, aber — eine Dummheit".

Sie mußten beide lachen, dann erhob sich Makkentin, um auf der Terrasse den Kaffee mit seiner Familie einzunehmen, der stets nach dem Abendessen noch gereicht wurde. Wallenberg ging, Makkentin sah ihm etwas verwundert nach. Lächerlich, dachte er, ein solches Gehabe um ein weibliches Wesen.

(Fortsetzung folgt.)

Was ist peinlich?

Peinlich ist — wenn der Gerichtsvollzieher just dem Geldbriefträger bei uns begegnet!

Peinlich ist — die „junge" Frau eines Kollegen für seine Schwiegermutter zu halten!

Peinlich ist — eine Erbtante mit dem Fahrrad anzuecken!

Peinlich ist — am Schalter seine Frau zu treffen, wenn man gerade einen Liebesbrief poste restante abholt!

Peinlich ist — im Restaurant seinen schäbigen Winterhut gegen den funkelnagelneuen des Herrn Vorgesetzten zu vertauschen!

Peinlich ist — bei der Anprobe von Schuhgröße 41 von einer guten Freundin überrascht zu werden!

Peinlich ist — den Kopf aus der Zimmertür zu strecken, während das Mädchen soeben dem Besuch erklärt, daß man auf vier Wochen verreist sei!

Peinlich ist — mit seinen Balkonpflanzen auch zugleich die Blumen auf dem neuen Frühlingshut der Gattin zu begießen!

Peinlich ist — wenn man seinen Bekannten erklärt hat, man verlebe seine Ferien in Biarritz — und sie treffen einen dann in Posemuckel! J. Adams.

Die Totengruft.

Historische Skizze von O. Fraatz-München.

Am Strand schaukelten die hochbordigen Fahrzeuge der Spanier. Entlang der Uferböschung war in Eile ein Kriegslager errichtet, in dessen Mittelpunkt vor einem purpurn ausgeschlagenen Zelt braungebrannte Gesellen Wache standen, die Arkebusen in den Fäusten. Im Goldrausch kochten die erregten Sinne der Soldaten. Alle Schätze, die Cortez und Pizarro, Alvarado und Ojeda in den neuen Provinzen des Königreichs geschaut, lebten im Wachen und Träumen dieser Desperados. Viele Tausende von ihnen vermeinten beutehungrig, nicht eilig genug das rote Glück suchen und der Werbetrommel folgen zu können.

Die Wächter vor dem Zelt verstummten. Der Vorhang rauschte. Im Blutschein der versinkenden Sonne trat der Feldherr heraus, Diego Almagro. Der rostige Harnisch dröhnte bei seinem wuchtigen Schritt. Aus dem pockennarbigen Gesicht sprach kalter, zäher Wille. Er blickte in die Runde und wandte sich einem Knäuel schreiender Männer zu, aus deren Verschlingung eine Frau sich zu befreien strebte. Man hatte das Weib erwischt, als es wie eine Schlange von Zelt zu Zelt geschlichen war. Offenbar eine Spionin der Feinde.

Windlichter zitterten auf dem rohgeschnitzten Tisch und beschatteten die Züge des jugendlichen Weibes. Es stand, von einem silberigen Stoff eng umschlossen, mit dem biegsamen Leib der Wildkatze, in den Augen das Glimmen wilder Nächte. Sie leugnete nicht, für ihr Volk die Stärke der gelandeten Mannschaft ausgekundschaftet zu haben. Rasch hatte sie erfaßt, daß der Furchtbare vor ihr die Sicherheit, die ihn als Eisenhemd umgab, verloren hatte und sein Mannsbegehren mit Feuerzungen nach ihr griff.

Der Führer schwieg. Dann ließ er ihr ein kleines Zelt aufschlagen und erklärte sie für gefangen. Den Truppen gebot er, ihr im Lager alle Freiheit zu lassen, doch zahlte mit dem Kopf, wer sie entweichen ließe.

Den eisernen Mann hatte eine seltsame Unrast gepackt. Das Weib reizte, entzog sich, war zu Zeiten geschwätzig gleich den bunten Vögeln ihrer Heimat, dann wieder sprachen und versprachen nur die rätselvollen Augensterne. Aber sie erschrak, als der Gefürchtete sie gewaltsam an sich riß und seine schwere Hand sie im Sturm eines unbegreiflichen Zornes schüttelte, des Zornes über den Sieg ihrer Schönheit.

Ein Verhängnis für das beklagenswerte Land wird diese Leidenschaft. Der schwache Widerstand der Einheimischen brach bald zusammen. Marina leitete die Fremden zielsicher von Sieg zu Sieg. Ihr, der Priestertochter, blieb nichts verborgen.

In die nördlichste Provinz war Diego Almagro eingebrochen. Man hatte an den Felshängen zufällig einzelne Bestattungsurnen in den Grabkammern gefunden. Die entfesselte Soldateska begann auf Geheiß des Feldherrn die Kanopen zu zertrümmern.

Da ertönten Schreie zum blauen Himmel empor, gefolgt vom Donner der Empörung. Das ruhig gewordene Land erhob sich. Mochten die schuppengepanzerten, verhaßten Fremdlinge alle Schätze des Bodens rauben! Aber die Frechen vergriffen sich jetzt an den Heiligtümern der Totenstätten. Strahlten der Götter Augen aus geschmolzenem Kupfer nicht Feuer, um diese Frevler zu vernichten?

Eine diesige Nacht, in der die klagenden Schreie der Pumas fern verhallten, war heraufgestiegen. Diego Almagro und zwei seiner Obristen erklommen keuchend einen Gipfel, auf dessen Vorsprung eine geräumige Grabhöhle mit herrlichen Waffen und Geschmeide liegen sollte. Weit klafften offene Torflügel aus unbekanntem Metall. Drinnen geballte Finsternis, die widerwillig dem rasch entzündeten Fackelscheine wich. Scheu blickten sich die Spanier um. Eng war die Grabkammer, sehr eng! Sie warfen keinen Blick in die Nachtnebel hinaus, auch hätten die Fackeln im Innern der Höhlung ihnen verwehrt, die Gestalten zu ge-

wahren, die, lebendige Schatten, geräuschlos zu ihnen herauf huschten. Die Untersuchung der Toten-Truhen begann. Ein schmetternder Schlag, als breche das Gebirge nieder, ein Schlag, der den rohen Bewurf von Decke und Wänden in Staub verwandelte. Da! Wie durch ein Wunder fielen die Torflügel zu. Keine Gewalt konnte sie von innen öffnen. Gefangen! Stunde um Stunde durchmaßen die Gefangenen den Raum. Die Fackeln erloschen. Die Brust von Schwaden dicker Luft bedrängt, begannen die Spanier erschreckt zu taumeln. Immer keuchender wurden ihre Atemzüge. Luft, Luft! Tigerblicke glühten auf, wenn die drei in kaum sichtbaren Umrissen an einander vorbei schwankten.

Ein schrilles Gelächter, einer der Offiziere begann sinnlos zu tanzen und zu springen — da packte ihn des Feldherrn Klammerhand. Still! Sein geübtes Ohr hatte ein scharfes Knirschen unter dem Lehmboden aufgefangen, vielleicht bohrt da ein Tier in der Erde, und was ein Tier vermochte — drückendes Schweigen. Die Seele der Eingeschlossenen lag in ihrem Ohr. Das Klirren und Kratzen verstärkte sich. Die Augen, an das Dunkel gewöhnt, starrten angestrengt auf die Stelle, die ein sich vergrößerndes Sandhäufchen bildete — eine Messerklinge blinkte matt heraus, die Diego Almagro mit dem eigenen Messer parierte. Zugleich faßte er eine erdbedeckte Hand — tiefes Schweigen, ein Freund oder Feind? Eine Ahnung wurde dann Gewißheit: „Marina?" — „Folgt mir", flüsterte sie zurück, „helft mir den Gang erweitern!" Sie taten es. Bald hob sich einer blendenden Schlange gleich Marinas zierlicher Körper aus der Tiefe. Sie winkte. Stumm folgten ihr die Männer durch dunkle Schächte und sahen endlich, durch eine letzte Schuttmasse brechend, im Morgengrauen verwirrt ihr Kriegslager vor sich.

Einem Weibe verdankte so der spanische König, daß die kastilianischen Farben auf allen Vesten des Landes flatterten. Nicht allzu lange freilich. Rot von Gold und Blut war der Traum, der Spanien auf die Zinnen der neuen Welt hob, und er erlosch in Gold und Blut.

24 Stunden unter Irren.

Wer darf interniert werden?

Aus Berlin wird uns geschrieben: Hier hat sich ein Fall zwangsweiser Internierung eines anscheinend völlig gesunden Mannes in einer Irrenanstalt zugetragen, der begreifliches Aufsehen innerhalb der Bevölkerung und in Ärztekreisen erregt hat, und der in mannigfacher Weise noch die Gerichte beschäftigen dürfte. Der Vorfall ist kurz folgender: Der 68-jährige Molkereibesitzer Friedrich v. Gunten erhielt einen Brief, den ein Arzt der Kuranstalten in Westend, einer der bekannten Berliner Nervensanatorien, an ihn gerichtet hatte und in dem er um eine sofortige Unterredung wegen Milchlieferung für das Sanatorium gebeten wurde. Nichts Böses ahnend, begab sich der Molkereibesitzer mit seiner 24jährigen Wirtschafterin in das Sanatorium. Doch kaum hatte er das Haus betreten, so wurde er gewaltsam von seiner Begleiterin getrennt, trotz heftiger Gegenwehr von zwei Wärtern ergriffen und in ein Zimmer gebracht, in dem sich drei Geisteskranke befanden. Noch am selben Abend fand eine oberflächliche Untersuchung durch einen Assistenzarzt der Anstalt statt, durch die sich aber nichts in der Lage des so plötzlich und unfreiwillig zum Geisteskranken gestempelten 68jährigen unbescholtenen Geschäftsmannes änderte. Erst der Morgen brachte die Befreiung, als der leitende Arzt des Sanatoriums, Dr. Schlomer, nach einer kurzen Untersuchung feststellen mußte, daß hier ein geistig völlig Normaler vor ihm stände. Wer aber beschreibt das Entsetzen des alten Mannes, der bei seiner Rückkehr seine Wohnung völlig ausgeplündert vorfand. Er war ein zweifaches Opfer einer abscheulichen Intrige seiner Gattin, von der er seit fünf Jahren getrennt lebte. Diese hatte die Abwesenheit ihres Mannes ausgenützt, um mit Hilfe ihrer fünf Söhne alles, was nicht niet- und nagelfest war, zu rauben. Die Wohnung bot einen fürchterlichen Anblick. Umgeworfene Tische und Stühle, zerwühlte und ausgeraubte Schränke und Schübe, aufgebrochene Schreibtischfächer. Selbst die Bilder von der Wand und die Teppiche von den Fußböden waren mittels eines Autos weggeschafft worden.

Dieser Vorfall, der an grauenvoller Tragik nichts zu wünschen übrig läßt, heischt über den traurigen Einzelfall hinaus das Interesse der Gesamtheit. Zeigt doch dieser Vorgang, daß hier irgend wie eine Lücke im Gesetz sein muß oder daß die verantwortlichen Ärzte ihre Berufsbefugnisse weit überschritten haben. Wären die Ärzte im Recht, so könnte eines Tages jeder unschuldige, völlig gesunde Bürger seiner Freiheit auf diese höchst gewaltsame Art beraubt werden und in einem Irrenhaus verschwinden, während, wie dieser Vorfall hier beweist, seine gewaltsame Entfernung zu Anschlägen auf sein Hab und Gut ausgenützt werden könnte. Doch ein Studium der betreffenden Gesetze läßt erkennen, daß in diesem Falle klar gegen die Begriffsbestimmungen des Gesetzes verstoßen worden ist. Unfreiwillig eintretende Kranke dürfen nur dann aufgenommen werden, wenn das Zeugnis des zuständigen Kreisarztes oder das eines ärztlichen Leiters einer öffentlichen Irrenanstalt vorgelegt wird. Nur in dringenden Fällen, die als Ausnahme anzusehen sind, wenn nämlich durch den Geisteskranken Leben oder Gut von Dritten gefährdet ist, genügt das Attest eines nichtbeamteten Arztes, um die Aufnahme in eine Privatirrenanstalt möglich zu machen. Die verantwortlichen Ärzte sind aber gesetzlich verpflichtet, sofort durch genaue Untersuchung sich von der Wahrheit des im Atteste bescheinigten gemeingefährlichen Zustandes des eingelieferten Patienten zu überzeugen und innerhalb 24 Stunden dem zuständigen Kreisarzt davon Mitteilung zu machen. Beide im Gesetze genau formulierten Forderungen sind in diesem Falle unerfüllt geblieben, so daß der 68jährige Molkereibesitzer v. Gunten gegenüber der aufgebotenen Gewalt machtlos war.

Wegen der Ausraubung der Wohnung kann die „liebevolle" Ehegattin strafrechtlich nicht verfolgt werden, da Diebstahl unter Ehegatten nicht gegen das Strafgesetz verstößt. Etwas anderes ist es, ob Frau v. Gunten nicht wegen Freiheitsberaubung belangt werden kann. Ebenso wie die Söhne, die wegen Mittäterschaft verfolgt werden können. Da auch gegen die Ärzte der Kuranstalt in Westend wegen fahrlässiger Ausübung ihres Berufes Anzeige erstattet wird, so dürfte dieser einzigartig dastehende Vorfall noch viel von sich reden machen. —to.



Bunte Chronik



*** Ein merkwürdiger Braten.** In früherer Zeit war es Brauch, daß sich die Köche vornehmer Häuser zu überbieten suchten im Erfinden der sonderbarsten Gerichte. Was bei diesen „Erfindungen" herauskam, davon gibt ein Braten, dessen Rezept von einem Koch Ludwigs XIV. stammt, einen charakteristischen Beweis. Um ihn zu bereiten, mußte man eine Olive in eine Beccafige — ein kleines Singvögelchen — stecken, die Beccafige sodann in eine Fettammer und diese wieder in eine Weindrossel. Diese bereits mit zwei Vögeln gefüllte Weindrossel wurde nunmehr in eine Wachtel gesteckt, die in ein Weinblatt eingehüllt war, worauf sie in einen mit Speckscheiben umbundenen Kiebitz, dieser dann aber in eine vergoldete Ente gestopft wurde. Auch die Ente mußte noch in eine Hülle wandern, nämlich in einen Fasan, dieser in eine Truthenne, bis endlich eine große Gans oder eine Trappe die ineinandergeschachtelten Vögel aufnahm. Zuletzt wurde alles in einem fest verschlossenen Topf in einer gut gewürzten fetten Brühe 24 Stunden lang geschmort, worauf das Gericht fertig war. Das Sonderbarste an diesem Braten war zu alledem noch das, daß der Feinschmecker nur die — Olive davon genießen durfte!

Lustige Rundschau



*** Dialog.** Auf einer kleinen Station einer galizischen Eisenbahn steigt ein Herr in den Wagen und verwickelt sein Vis-à-vis alsbald in ein Gespräch. „Wo kommen Sie her?" — „Ich komme aus Lemberg." — „Und wo fahren Sie hin?" — „Ich fahre nach Krakau." — „Was das heut sind für großartige Einrichtungen! Sie kommen von Lemberg und wollen nach Krakau, ich komme von Krakau und will nach Lemberg! Fahren wir beide in demselben Coupé, nur mit dem Unterschied: Sie sitzen eso rum und ich sitz' eso rum!"

•

*** Glück oder falsche Erklärung.** Professor Kamdly erklärte in der Physikstunde eine elektrische Maschine: „Die Kraft dieses Apparates ist so groß, daß eine Entladung hinreicht, um einen Menschen zu töten resp. einen Ochsen zu betäuben." — Dabei passierte es ihm, daß er dem Konduktor zu nahe kam, einen Schlag erhielt und zu Boden stürzte. Im Auditorium herrschte die größte Aufregung. Bald aber schlug der Professor die Augen auf und sagte mit schwacher Stimme: „Es ist nichts, ich war nur betäubt!"

Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.
Verantwortlich für die Schriftleitung M. Hepke in Bromberg.